

Kainbach wird gebraucht

Eine Reportage über ein Pflegeheim für unheilbar Geisteskranke

Peter Nausner



„Bei uns ist Endstation.“

„Bei uns ist Endstation, wo keine Besserung mehr ist, ... keine Schulung hilft, ... wo nichts mehr anzufangen ist. Der einzige Moment ist hier der Tod. Wir haben auch nur ein Bett frei, wenn einer stirbt.“ Der solches spricht, sitzt mir gegenüber hinter seinem Schreibtisch, heißt Pater Prior Eduard Pesek und ist Anstaltsleiter in Kainbach bei Graz. Das 600-Betten-Heil- und Pflegeheim der Barmherzigen Brüder hat er vor sechs Jahren als Leiter übernommen.



„Ich bin ausgesprochen gerne da.“
Anstaltsleiter Pater Prior

Der Chef von 167 Angestellten (davon ca. 70 als Pflegepersonal) ist stolz auf sein Pflegeheim für „unheilbar Geisteskranke“. „Wir haben 295 Schilling Tagsatz zur Zeit, wir sind die billigste Anstalt in Österreich.“ Daß zur Anstalt umfangreicher Grundbesitz mit einer entsprechend florierenden Landwirtschaft gehört, die auch die Krankenhäuser der Barmherzigen Brüder in Graz und Eisenstadt versorgt, erleichtert sicherlich die Kalkulation. Und schließlich bedeutet

auch ein Tagsatz von 295 Schilling immerhin 64 Millionen Schilling im Jahr.

Besonders wichtig ist für ihn, „daß die Unterkunft sauber und in Ordnung ist und das Essen reichlich und in Ordnung ist“. Es sprudelt nur so aus diesem großen, stämmigen Mann — ein Satz nach dem anderen. Es fällt fast schwer, dazwischen Fragen zu stellen. Er ist ganz erfüllt von seiner Aufgabe und läßt über die Wichtigkeit dieser Einrichtung keine Zweifel offen. „Wir haben Kinder hier, die mit 4 Jahren zu uns kommen, und die sterben dann mit 70, 80, 90 Jahren. Die wären ja draußen in der Welt ausgeliefert. Die können sie unmöglich zu Hause behalten.“ Und beklagt sich über die Zulieferanstalten: „Wenn einer unsauber wird — auf nach Kainbach.“



„... kommen mit 4 Jahren zu uns und bleiben, bis sie sterben.“

Ich will wissen, wie die Therapie ausschaut hier in Kainbach, ob etwas und wieviel gemacht wird. Ich weise darauf hin, daß ja im Höchstfall 35 bis 40 Pfleger für 600 Menschen da sein können, wenn nur 70 angestellt sind (Schichtbetrieb,

Urlaube, Karenzeiten etc.). Und daß es nur zwei diplomierte Krankenpfleger gebe.

„Bei uns sind ja hauptsächlich Reinigungsarbeiten. Bei uns brauchen sie oft Gummistiefel, wenn sie in der Früh reinkommen, so schaut's bei uns aus. Zwei diplomierte Krankenpfleger reichen mir völlig“, erklärt er und ist über seine Schützlinge unwillig, die auf die gängige Therapie in Form von Tablettenschlucken nicht einsteigen wollen: „Die Patienten wollen oft die zwei Tabletten am Tag nicht nehmen, weil sie zu dumm sind dazu, man muß sie dann ins Brot tun und so. Das ist die ganze Therapie für den ganzen Tag.“ Ich frage, ob es nicht möglich wäre, die Menschen hier selbstständiger zu machen, sie weiterzubringen, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und auszubauen. „Nicht möglich“, ist sein Kommentar, und er meint es so.

Als ich von Kainbach als einer geschlossenen Anstalt spreche, wird Pater Prior scharf: „Wir sind hier keine geschlossene Anstalt, wir sind eine offene Anstalt.“ Wozu dann die Gitter vor den Fenstern und die verschlossenen Türen dienen, will ich wissen. Ob jeder auf Besuch kommen kann? „Nein, nein, das ist schon alles kontrolliert, natürlich“, stellt er richtig. Und das seien auch keine Gitter, sondern das „schaut aus wie ein feiner Vorhang, damit das alles nicht so hinausschaut. Ich mag das nicht, daß unsere Patienten als Auslage hingestellt werden.“



„... ist für viele eine richtige Heimat.“

Mir fällt Sil Schmids Buch „Freiheit heilt“ über Basaglias demokratische Psychiatrie in Italien ein. Prior Pesek stöhnt merklich auf: „Mit Türen aufmachen würde man unseren Patienten nichts Gutes tun, sag' ich Ihnen offen und ehrlich.“ Natürlich bekommt man in Kainbach — wenn überhaupt — nur Ausgang, wenn einer der beiden praktischen Ärzte (ein Brüderpaar, das sich abwechselt) einen Ausgangsschein unterschreibt. Außerdem sind ohnehin alle Insassen entmündigt. „Wir haben überhaupt nur einen ganz geringen Prozentsatz, die ausgehen können. Bei den anderen ist das nicht möglich, natürlich.“ Mich interessiert noch, was mit den 80 Kindern passiert. „Das müssen Sie den Arzt fragen“, ist die Antwort.

Ob er denn glaube, daß die Menschen hier ihr Leben lebenswert finden, möchte ich noch erfahren. „Der Geisteszustand ist ja so minimal, das kapiert er ja gar nicht. Wenn uns beiden das passieren würde, wahrscheinlich würde ich wo runterspringen, wenn es zu lange dauern würde, aber die Leute hier sind ja irgendwie glücklich in ihrer Art.“

Weil er von Selbstmord spricht, frage ich nach der Selbstmordrate und den Ursachen von Selbstmord. „O ja, kommt schon vor, aber sagen wir, rein aus Depressionen. Springt runter oder hängt sich auf, je nachdem, das ist verschieden.“

Das Gespräch geht zu Ende. Er erzählt noch kurz vom Neubau mit 250 Betten, der sicherlich Erleichterung vom Platz her bringen wird, und meint dann zur Situation der Pfleger nachdenklich: „Das hier ist ja ein Dämmerzustand, der immer gleich ist, und das ist für den Pfleger natürlich auch schlimm. Die, mit denen man etwas machen kann, sind eine kleine Gruppe. Die anderen, der Großteil, mit denen kann man nichts anfangen.“

Der Oberpfleger wird gerufen, um mir das Haus zu zeigen. Ein drahtiger, mittelgroßer, älterer Herr im weißen Mantel erscheint. Er wirkt liebenswürdig und strahlt Ruhe aus. Wir gehen zurück zum Hauseingang. Hier — sozusagen an zentraler Stelle — ist auch die Kirche. Niemand, der kommt, kann übersehen, daß dies ein christliches Haus ist. Der Herr Oberpfleger führt mich zuerst in die Frauenabteilung Süd 1. Hier sind die schwereren Fälle untergebracht. Die Tür wird aufgesperrt. Er zeigt mir die Teeküche, den Tagraum. Die Türe zum Tagraum ist abgesperrt. Der Tagraum ist für 100 Patienten gedacht. Im Augenblick liegen und kauern drei junge Mädchen am Boden, zwei davon in Zwangsjacke. Die drei sind ganz allein. Hinter dem Gitter vor dem Fenster sitzen Puppen — geschützt, nur zum



... schaut aus wie ein feiner Vorhang ...

Anschauen, wie im Schaufenster. „Wir haben Kinder hier, die haben den ganzen Tag, die ganze Nacht Zwangsjacken an. Die würden sich die Haut herunterreißen“, hat mir der Prior erzählt. Die Mädchen heben nur müde den Blick, drehen sich von uns weg und dösen weiter. Ich bin über die Puppen hinter dem Gitter empört. Der



„... Kinder, die haben den ganzen Tag, die ganze Nacht die Zwangsjacke an.“

Oberpfleger wundert sich darüber, für ihn ist das alles normal. So ist das eben in einer Anstalt! Wir gehen zurück auf den halligen Gang. Die Tür zu den Mädchen wird wieder abgesperrt. Die wenigen Pflegerinnen auf der Abteilung putzen den Boden, die Schränke etc. Der Saal mit den Kindern in den Gitterbetten ist wie alle anderen auch dezent verfliest. Pflegeleicht. Allerdings haben hier die Fliesen Muster. Dafür hält es laut in diesen hohen Räumen. Draußen ist ein herrlicher warmer Sonntag. Die 20 Kinder in ihren Gitterbetten aber haben Pech. Es ist zuwenig Personal da, um sie ins Freie, in den Garten, zu bringen. Alles ist sauber, und die Chromstäbe der Betten glänzen. Pflegerin ist keine im Raum.

Wir gehen weiter. Von irgendwoher ertönt Radiomusik. Während wir die Stiege in den nächsten Stock hinaufsteigen, frage ich, warum wir uns nicht die Männerstation ansehen. Der Oberpfleger drückt verlegen herum, das sei eh nicht sehr interessant, bei den Männern sei es auch nicht so schön. Aber wenn ich drauf bestünde, es gäbe nichts zu verheimlichen. „Volle Idioten, der größte Teil“, meint er. Zuerst schauen wir uns aber noch eine andere Frauenabteilung an. Sie ist fast leer, alle sind im Garten. Die wenigen, die da sind, begrüßen den Herrn Oberpfleger freundlich. Er kennt alle beim Namen und scheint sie wirklich zu mögen. Umgekehrt habe ich den gleichen Eindruck. Die Räume hier sind zum Teil nicht verfliest, nur die Gänge. Die Zimmer sind hell und zum Teil mit nur sechs Betten ausgestattet. Hier leben hauptsächlich ältere Frauen. Wieder werden die Türen auf- und zugesperrt.

Jetzt will ich gerne die Männerseite sehen. Die Türe wird aufgesperrt. Viele der Männer stehen im Gang herum. Die meisten haben dunkelgraue Anstaltskleidung an. Einige begrüßen uns erfreut, viele nehmen keine Notiz von uns. Im Tagraum sitzen und stehen ungefähr 60 Patienten. In einer Ecke läuft ein Fernsehapparat. Niemand scheint zuzusehen. Mein Fotografieren reißt einige aus dem Dämmerzustand. „Sag schön ‚Grüß Gott‘“, versucht der Oberpfleger, einige zu Höflichkeit zu animieren. Ein paar kommen und bitten um

Urlaub und Ausgang. „Möchst heimfahren!“ sagt der Oberpfleger lächelnd zu einem und geht weiter. Trotzdem, man mag ihn hier. „Jeder wartet auf ein kleines Wort, irgend etwas“, sagt er zu mir. Er verteilt Sätze und Namen wie Tabletten im Raum. Die Angesprochenen sind glücklich.



„... die sind ja draußen ausgeliefert.“

Ich zähle zwei Pfleger auf dieser Station. Die Leute sitzen oder gehen herum, ohne Beschäftigung. Man ißt, schlafst, dämmert, geht, steht, redet ein bißchen. Ab und zu gibt es ein Fest hier in der Anstalt, erzählt der Oberpfleger beim Weitergehen. „Da ist was los“, schwärmt er, „da sollten sie diese Leute sehen. Da ist eine Gaudi.“ Ich glaube ihm aufs Wort.

Die nächste Station ist Nord 1, die schlimmste Abteilung bei den Männern. Es ist ziemlich laut hier. Durch eine verschlossene Türe dringt schrilles Kindergeschrei. Diese Abteilung macht wirklich einen deprimierenden Eindruck. Der Tagraum ist fast bis zur Decke verfliest. Einziges Mobiliar sind rohe Tische und Bänke, wie aus einem Bierzelt. Zwei einsame Gestalten kauern am Boden. Einer trägt nur einen grauen Umhang, ohne Hose, und sitzt mit nacktem Gesäß auf dem Steinboden — zusammengerollt wie ein Embryo. Als ich ihn fotografieren will, nimmt er die Hände vors Gesicht und dreht sich weg. Ein Vollidiot? In dieser Abteilung wird in der Früh der Schlafsaal mit dem Schlauch ausgespritzt, weil alles voll Kot ist. Damit alles pflegeleicht ist, gibt es hier für die Patienten praktisch nichts zur Beschäftigung.



„Wenn einer unsauber wird – auf nach Kainbach“

Heute sind alle anderen im Garten, im Männergarten. Es gibt noch einen Frauen- und einen Kindergarten. Zwischengeschlechtliche Beziehungen gibt es keine. „Das ist eine Sache, die einfach nicht geht. Denn sehen Sie, unter uns, der Mann belegt Ihnen 20 Frauen auch am Tag. Der Drang ist noch stärker ausgeprägt als bei anderen Menschen“, hatte mir Prior Pesek vorher im Gespräch gesagt.

Wir gehen durch die Tür, hinter der das schrille Geschrei ist — zu den Kindern. Das gibt ein Hallo, als ich mit der Kamera auftauche. Sie spielen gerade Ball in einem fensterlosen, verfließten Raum bei Neonlicht. Unter den wenigen niedrigen Tischen verstecken sich einige



„... die können sie unmöglich zu Hause behalten.“

Kinder. Einige tanzen mir vor dem Objektiv herum oder äffen mich nach. Andere nehmen mich bei der Hand und wollen mir etwas zeigen. Vier Pflegerinnen sind da und schauen dem Treiben zu. „Die sollen alle unheilbar sein und ihr Leben hier verbringen?“ schießt es mir durch den Kopf. Mir wird etwas übel.

Man zeigt mir den Gitterbetraum. Ein Gitterbett dicht neben dem anderen, mindestens 20. Was denn mit denen geschehe, will ich wissen. „Nichts, die Kinder liegen den ganzen Tag da drinnen, wir können nur ganz selten mit ihnen spielen“, sagt eine Pflegerin schüchtern. „Aber wenn sie draußen im Sandkasten spielen, sind sie sehr lieb, wie andere Kinder auch.“ Ich frage, warum sie nicht draußen seien, bei diesem warmen Wetter. „Keine Zeit.“



„Keine Zeit zum Spielen!“

Nun wird mir die Kantine im Keller gezeigt. Eine geräumige Gaststube mit zwei Abteilungen: eine für Gäste, eine für Insassen. Draußen im Garten zeigt man mir noch die schwereren Fälle. Sie stehen unter starkem Drogeneinfluß und sind völlig apathisch. Einige stehen da und wippen ständig mit dem Oberkörper hin und her. Der



„Es ist kein Patient umsonst da.“

Aufsichtspfleger kommt und berichtet, daß er sie „gerade durch den Wald hinaufgetrieben“ habe. Der Rundgang ist beendet. Letzte Station meines Besuches ist der Chefarzt. Auf dem Weg dorthin frage ich den Oberpfleger, wie viele Patienten denn seiner Meinung nach ruhig draußen leben könnten. Er zögert kurz und sagt dann: „Schon eine ganze Reihe“, und deutet zu einem Feld, wo einige Arbeiter zu sehen sind, „die dort z. B. die könnten meiner Meinung nach ohne weiteres draußen leben, aber leider ist niemand bereit, sie zu nehmen. Wir haben das versucht, wirklich, aber die sind wieder zurückgeschickt worden, weil sie halt ein bißchen anders sind als die anderen.“ Dann deutet er zu einem Wäldchen und sagt: „Da hinten liegt der Friedhof von uns. Wissen Sie, die Leute hier interessieren in Wirklichkeit niemanden, nicht einmal, wenn sie tot sind. Die werden alle, bis auf wenige Ausnahmen, hier begraben. Das sind die Ärmsten der Armen.“ Wir verabschieden uns herzlich voneinander.



Fast jeder hat irgendwo heile Bereiche.

Beim Chefarzt habe ich Pech. Er ist ziemlich mißgestimmt und schwer anzusprechen. Ich fasse mich kurz und will wissen, wie er die

therapeutischen Möglichkeiten sieht. Immerhin sind ja hauptsächlich abgebaute Alkoholiker, reine Epileptiker und geistig Behinderte mit „gewissen“ psychotischen Reaktionen hier. „Es lassen sich bei den Psychosen schon medikamentös Sachen unternehmen. Außer medikamentös ist mit unseren Leuten aufgrund ihrer verminder-ten Intelligenz kaum was zu machen“, meint er und setzt gleich fort: „Aber fast jeder hat irgendwo heile Bereiche, deswegen glaube ich, daß man das mehr von der pädagogischen Seite betrachten soll.“ Er wirkt irgendwie deprimiert und resigniert. Ich spreche ihn darauf an. „Ich habe gedacht, daß ich die Anstalt in fünf Jahren umkrepeln könnte, da bin ich aber gescheitert.“ Für ihn wäre es ein Traum, wenn es gelänge, familienähnliche Gruppen zu bilden, in denen die

Patienten draußen leben könnten, und wenn eine gewisse Integration ermöglicht würde. Vorläufig verabreicht Chefarzt Dr. Tausing noch Melaril, Doxal und ähnliches und „als Abenddosis etwas Stärkeres“.

Als Überlegung für den Heimweg sagt er noch: „Behinderte sind heute überhaupt ‚in‘, aber mehr verbal, als daß sich jemand entschließt, sich ihrer anzunehmen.“

Auf dem Weg zum Auto wird mir klar, warum alle Leute, die ich vorher über Kainbach ausgefragt habe, so eigenartig zurückhalten waren — Ärzte, Pfleger, die wissen mußten, wie es hier aussieht. Kainbach wird gebraucht. Ganz einfach. Man schiebt hierher ab, wen niemand mehr haben will.

„Bei uns ist Endstation . . .“ Wie treffend.

Zweitausend Jahre lang haben wir trotz der echten Weisheit in Christi Lehren versucht, im Schlamm zu leben, versucht, über die Natur zu herrschen, anstatt uns ihren Gesetzen zu fügen und nach ihnen zu leben. Es ist deshalb keineswegs erstaunlich, daß der Analytiker, in dessen Hände sich die Kranken und Erschöpften heute wie die Schafe in die des Schlächters geben, es für notwendig erachtet, die metaphysische Weltanschauung wiederherzustellen. Die Heilung liegt beim Patienten, nicht beim Analytiker.. In Wahrheit leben ist identisch mit Ungewißheit, ist Abenteuer, Wachstum, Unsicherheit, Risiko und Gefahr.

E. Graham Howe (Psychoanalytiker, Titel seiner Buchveröffentlichungen: „War Dance“, Time and Child und I and me.)



Gegründet 1885

Schallplatten

8010 Graz
Sporgasse 21
Tel. 79319